

Nekr

J  
21

PROFESSOR JAKOB JUD

1882—1952





Nekr J 21

JAKOB JUD

12. JANUAR 1882 BIS 15. JUNI 1952

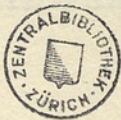
ZUM GEDÄCHTNIS

9 1805  
Prof. Fano  
EB

JAKOB JES

1881 JUNI 11 10 30 AM

ZÜRICH







NACHRUF  
VON PROFESSOR KARL JABERG, BERN

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG  
VOM 25. JUNI 1952





«Sum ut sum aut non sum», hat Jakob Jud einst einem Freund geantwortet, der ihn warnend bat, den Bogen seiner Arbeitskraft nicht zu überspannen. Das Wort zeichnet den Mann. Er war, wie er war, aus einem Block gemeisselt, für alle Zeit geformt. Das scharfgeschnittene Profil, die harten Konturen des Kinns und seine schmalen Lippen sprachen von einem unbeugsamen Willen, die tiefen Mundfalten von herber Selbstzucht und schmerzlicher Überwindung schwerer Jugenderlebnisse. Seine vornehme Geistigkeit kam in den langen, schmalen, weissen Händen zum Ausdruck, die manchmal mit rührender Gebärde seine Rede begleiteten. Kritisch der Blick, aber von überlegener Güte, wenn er mit seinen Schülern von ihren Nöten und ihren Hoffnungen sprach, seine Besucher aufmunterte, beriet und sich über ihre Erfolge freute. Wenn er im Kreise vertrauter Freunde oder lieber Schüler sass, konnte der ernste Mann mit den Fröhlichen auch fröhlich sein und über einer Anekdote oder einem Witzwort in ein herzliches, ihm unverkennbar eigenes Lachen ausbrechen, und es war, als ob ein tief verborgener Quell sprudelnd den Ausweg fände.

Unermüdlich lebhaft und anregend im Gespräch, war er stets bereit, auf die Ideen anderer Forscher einzugehen, ihnen neue Ausblicke zu eröffnen und sie in ihrem Erkenntniswillen zu bestätigen. Heftig ablehnend oder schweigend verschlossen nur da, wo ihm niedrige Gesinnung begegnete, wo er auf Fälscher oder Blender stiess, wo Mache sich als Wissenschaft gab. Streng in den Forderungen, die er an sich selber stellte, war er milde im Urteil über aufrichtig Strebende. Von dem freilich, was er nach reiflicher Prüfung als richtig erkannt hatte — im Leben und im Wissen —, war er schwer abzubringen. Es war unvermeidlich, dass sich bei der jahrzehntelangen Zusammenarbeit an einem Werke, das wir

gemeinsam herausgaben, Meinungsverschiedenheiten einstellten. Sie wurden überbrückt durch die unerschütterliche Freundschaft und das unbegrenzte Vertrauen zwischen uns beiden. Und vollends wenn es galt, die Lasten zu verteilen, hörte jede Diskussion auf. Mein Freund, der in seinen jungen Jahren die Probleme, die er «anpackte», in stürmischem Rhythmus und unter rücksichtslosem Kraftaufwand der Lösung zuführte, unterzog sich mit verbissener Energie der undankbarsten Kleinarbeit.

Im Laufe der Jahre wurde sein leidenschaftliches Temperament immer mehr durch die Gegenkraft eines hochentwickelten Pflichtgefühls und eines tief innerlichen Verantwortungsbewusstseins gebändigt. Er wurde zu der starken, überlegenen und selbstsicheren Persönlichkeit, die in unserer Erinnerung endgültig eingegraben ist. Die ungeheure Intensität seines Wesens und seines Wollens aber blieb bestehen und riss bis zu seiner letzten Stunde alle mit, die ihm näher traten. Sie zwang weiterhin die Studenten in seinen Bannkreis; manch einen feuerte sie zu wissenschaftlichen Leistungen an, die er sich kaum zugetraut hätte. Sein Tätigkeitsdrang blieb unbegrenzt. Er setzte sich mit seiner ganzen Energie nicht nur für das ein, was er unternahm, sondern auch für das, was man ihm übertrug. Und man bürdete ihm mehr auf, als seine Schultern zu tragen vermochten. Wohl hoffte er, nach seinem Rücktritt vom Amte in bedächtigerem Tempo zu Ende zu führen, was er begonnen hatte, die Stunden der Entspannung zu vermehren, in denen er sein reiches Gemüt im trauten Kreis der Seinen ausströmen liess — sein Dämon wollte es anders.

In der kurzen sachlichen Selbstbiographie, die der akademische Lehrer auf den Wunsch der Universität ein paar Tage vor seinem Tode verfasste, erwähnt er nur ganz beiläufig seine doch so bedeutenden und zum Teil bahnbrechenden wissenschaftlichen Arbeiten. Nur was er der Schule und den Schülern, den Kollegen und Freunden, der Heimat und ihren wissenschaftlichen Institutionen war, wird gesagt. Einem Weggenossen von fünf Jahrzehnten, der seine Arbeiten nicht nur gelesen und überdacht, sondern in

ihrem Werden und in ihrer endgültigen Gestaltung erlebt hat, würde er nicht verboten haben, hier davon zu reden. Es geschehe mit der Zurückhaltung, die er wünschte.

Jakob Jud eröffnete dreiundzwanzigjährig die lange Reihe seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen mit der Ausgabe eines altengadinischen Textes und mit zwei Untersuchungen zur Formenlehre der romanischen Sprachen. Die zweite davon, seine im Jahre 1907 erschienene Dissertation, beleuchtete neu ein vieldiskutiertes Spezialproblem, das den Einfluss der germanischen auf die romanischen Sprachen betraf, ein Gebiet der Forschung, dem er sich immer wieder zuwandte und dem er stets neue Einsichten abgewann. Hier finden wir zum erstenmal jene Materialfülle, die alle Arbeiten Juds charakterisiert und die er immer mehr zu beherrschen lernte. Hier legte er auch den Grund zu seiner später so fruchtbar sich auswirkenden Kenntnis der mittelalterlichen Quellen der romanischen Sprachwissenschaft. In seine Studentenzeit reichen auch die lexikologischen und etymologischen Sammlungen zurück, die er bis zu seinem Lebensende weiterführte und die sich zu jenem mächtigen Corpus des romanischen Wortschatzes auswuchsen, dessen Schätze sein Schöpfer allen ernsthaften Forschern freigebig zur Verfügung stellte. Aus diesem Born schöpfte er selbst die Materialien zu den meisten seiner Arbeiten, die fortan vorwiegend der Wortgeschichte galten.

Das wissenschaftliche Rüstzeug verdankte der junge Gelehrte seinen Zürcher und seinen Pariser Professoren; die hohe Auffassung von der Verantwortung des Lehrers und von dem ethischen Wert ernstesten Bemühens um jede Art wissenschaftlicher Erkenntnis entsprang aus der Tiefe seines Wesens. Die entscheidenden Ereignisse seines Forscherlebens waren die persönliche Begegnung mit Jules Gilliéron und die ferne Liebe zu Hugo Schuchardt. Der Einfluss des Westschweizers war unmittelbar und stark; die Werke des Grazer Gelehrten wirkten tief und dauernd und bestimmten mehr, als es scheinen möchte, die sprachwissenschaftlichen Grundanschauungen Juds und seine Methode. Den jungen, noch etwas

gehemmten, aber sprungbereiten Zürcher zogen das revolutionäre Temperament und die explosive Natur des Schöpfers des «Atlas linguistique de la France» mächtig an. Wie zerschlug der die alten Formen und höhnte über die rechtgläubige Linguistik! Neuland winkte — Jud betrat es. Er folgte Gilliéron in der Bearbeitung neu gestellter und mit einer neuen Methode zu lösender Probleme; aber er ahmte die trotzige Einseitigkeit des Neuerers nicht nach, riss nicht nieder, was gut gebaut war, trug Sorge zu dem Erbe, das uns die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hinterlassen hat. Er blieb empfänglich für zeitgenössische Neuorientierungen, so für die Verbindung der Sprachforschung mit der Sachforschung und der Volkskunde und für die den affektiven Elementen der Sprache zugewandte Betrachtungsweise von Charles Bally.

Wissenschaftsgeschichtlich gesehen, war seine wesentliche Leistung die Verbindung der sprachgeographischen Methode mit der kulturhistorischen Forschung und damit verbunden die Erschließung alter Sprachräume und die Einsicht in ihre Struktur und Dynamik. Seine Entwicklung führte von den an Gilliéron und seinen Atlas sich anlehrenden und doch schon eigene Wege gehenden sprachgeographischen Untersuchungen in steilem Anstieg empor zu seinem ersten Meisterwerk, den 1914 in der «Zeitschrift für romanische Philologie» veröffentlichten «Problemen der altromanischen Wortgeographie». Hier sind Zeit und Raum, Abfolge und Verbreitung, Wandel und Bestand der sprachlichen Erscheinungen in gross geschauter Synthese verbunden. Es geht nicht mehr wie bei Gilliéron um die wechselvolle Benennung und Umbenennung von Einzelbegriffen, sondern um die Schicksale ganzer Wortmassen. Auf denselben Strassen wie die römischen Soldaten sehen wir die lateinischen «Wortkohorten» — Jud liebte die militärischen Bilder und verwendete sie auch anderswo — nach Norden ziehen. Aus der Aufzeichnung der «Vormarschstrassen» der Lehnwörter ergeben sich Rückschlüsse auf die Heerwege der Kultur. Die Zertrümmerung des Römischen Reiches durch die Germanen,

Slawen und Magyaren zeichnet sich ab in der Durchsetzung des römischen Wortschatzes mit barbarischen Elementen. Die umfangliche Abhandlung des Dreissigjährigen hat noch nicht die letzte Reife und die Klarheit der definitiven Formung erreicht; aber in ihr ist das Forschungsprogramm eines ganzen Lebens enthalten. Von ihr aus erkennt man die innere Einheit dessen, was zur Ausführung kam. Die aus einer Überfülle des Stoffes und der Gedanken erwachsene geographisch-kulturhistorische Vision lässt fast alle Themen aufleuchten, die Jud später neu aufgenommen und mit immer grösserer Schärfe, Eindringlichkeit und Konzentration behandelt hat. Ich denke dabei besonders an seine kirchensprachlichen Untersuchungen «Zur Geschichte der bündnerischen Kirchensprache» und «Sur l'histoire de la terminologie ecclésiastique de la France et de l'Italie» (1934) und an die klug und massvoll abwägende Arbeit «Zur Geschichte der romanischen Reliktörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz» (1945).

Sprachgeographie war für Jud nicht wie für manchen Nachläufer der Forschung eine Technik, auch nicht ein universales sprachwissenschaftliches Erkenntnismittel. Er verfiel sich weder in der Technik noch in der Methode, so fruchtbar sie auch sein mochten. Ihm lag es nicht an den Mitteln, sondern an den Zielen des Erkennens. Die Ziele setzte er sich selbst; die Mittel passte er den Zielen an. Vom Forscher und vom Lehrer fordert man zu Recht, dass er Probleme zu stellen und Lösungsmöglichkeiten vorzusehen vermöge. Jud besass diese Fähigkeit in hervorragendem Masse. Das wird am deutlichsten sichtbar in der langen Reihe der von ihm angeregten und geleiteten Dissertationen, die der sprachwissenschaftlichen Problematik stets neue Aspekte abgewinnen. Die besten Arbeiten seiner Schüler sind seines Geistes voll. Für sich selbst wählte er die dornenvollsten Aufgaben. Je schwieriger die Probleme, desto mehr zogen sie ihn an, und desto leidenschaftlicher bemühte er sich um ihre Lösung. So wurde er zum Pionier der präromanischen Forschung. Schon zwei Jahre

vor den «Altromanischen Wortproblemen» erschien im «Bulletin de dialectologie romane» der programmatische Aufsatz «Dalla storia delle parole lombardoladine», der die Forschung der nachfolgenden Jahrzehnte ebenso stark bestimmte und befruchtete wie die «Wortprobleme». Jud zeigte hier, wie tief der alpinromanische Wortschatz in der Vorzeit verwurzelt ist, und indem er die vorromanischen Stämme zu Begriffsgruppen zusammenordnete, gelang es ihm, die alteinheimischen alpinen Lebensbereiche zu erfassen und bedeutsame geographische Abgrenzungen vorzunehmen. Zu konkreteren Einzelergebnissen, die zum grössern Teil als gesichertes Gut in unsere etymologischen Wörterbücher eingegangen sind, gelangte er in den vier Serien der «Mots d'origine gauloise» («Romania» 1920 ff.), denen sich anderswo veröffentlichte Studien mit ähnlicher Zielsetzung anschlossen.

Ein Spezialgebiet pflegte er mit besonderer Liebe: über ein halbes Jahrhundert hin ziehen sich die Veröffentlichungen, die er dem Bündner Romanischen widmete. Es sind teils umfangreiche Aufsätze, teils orientierende oder polemische Zeitungsartikel. Immer und immer wieder betonte er die Originalität unserer vierten Landessprache.

Der zu europäischer Geltung gelangte Gelehrte hat allzu lange die schwere Doppellast des Unterrichts am Gymnasium — wo er sich, wie überall, ganz einsetzte — und an der Universität getragen. Es grenzt ans Wunderbare, dass er in eben dieser Zeit (1908—1922) das Maximum seiner Produktivität erreichte. Dass die übermenschliche Kraftanstrengung, wenn nicht an seiner Geistigkeit, so doch an seinem Körper zehrte, ist nicht erstaunlich. Eine neue Wendung nahm die wissenschaftliche Tätigkeit des endlich zum Ordinariat Aufgestiegenen — 1926, er war vierundvierzigjährig —, als 1928 die Publikation des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz begann, den er mit dem Unterzeichneten vorbereitet hatte und für den von P. Scheuermeier, G. Rohlfs und M. L. Wagner auf mühevollen, langjährigen Forschungsreisen die Materialien gesammelt worden waren. Es

folgte ein Jahrzehnt entsagungsvoller Geduldsarbeit, das der Ausarbeitung, der Druckgestaltung und Herausgabe der 1700 Sprachkarten gewidmet war, in die wir beide uns teilten. Zwar riss die schöpferische Produktion nicht ab, aber sie nahm ein merklich langsames Tempo an.

Nach und nach verlagerte sich das Hauptgewicht der Tätigkeit meines Freundes von der Forschung auf die Lehre. Die Organisation der wissenschaftlichen Forschung in der Schweiz, ihre nationale Verselbständigung, die Förderung der angehenden Lehrer und Gelehrten, die Schaffung von Publikationsmöglichkeiten wurden ihm zum dringendsten Anliegen. Er, der den kleinen Dingen des Alltags oft etwas hilflos gegenüberstand, sah klar und scharf die grossen Probleme der Gegenwart und war reich an organisatorischen Ideen, die er nach gründlichster Vorbereitung mit durchschlagenden Argumenten und mit der ihm eigenen Wärme vertrat und der Verwirklichung zuführte.

Im Jahre 1936 gründete Jakob Jud mit seinem Kollegen Arnald Steiger die «Vox romanica», eine romanistische Zeitschrift, die in erster Linie der schweizerischen Forschung dienen soll, aber auch bedeutenden oder aufstrebenden ausländischen Gelehrten das Wort nicht versagt. Vornehm in Inhalt und Ausstattung, gewann sie rasch internationales Ansehen und steht heute vor der Publikation des 12. Bandes. Ganz besonderes Gewicht legen die Herausgeber auf die Orientierung der Leser über den Stand der Sprachwissenschaft. Einen grossen Teil seiner produktiven Kraft und seiner linguistischen Erfahrung liess Jud in die zahlreichen, gehaltvollen und stets über den speziellen Gegenstand hinausweisenden Besprechungen einströmen, die er in der «Vox» veröffentlichte. Hier sind auch mehrere seiner Abhandlungen erschienen, in denen man immer wieder den kombinatorischen Weitblick und die souveräne Beherrschung des Stoffes und der Methoden bewundert.

Jud war in Freundschaft mit Gelehrten des Auslandes wie des Inlandes verbunden. Als Forscher dachte er international —

im Herzen war er Schweizer. Er liebte die Heimat mit glühender Liebe. Aus dieser Liebe entsprang seine aufopfernde Fürsorge für die nationalen Wörterbücher der Schweiz. Seit 1914 war er Mitglied der Philologischen Kommission des «Dicziunari rumantsch grischun», seit 1932 ihr Präsident. Dem in schwerer Notlage kämpfenden «Vocabolario della Svizzera italiana» war er Fürsprecher und Helfer; auch hier präsierte er die Philologische Kommission. Was er an hingebungsvoller organisatorischer und wissenschaftlicher Arbeit für die beiden Unternehmungen geleistet hat, wissen in vollem Umfang nur die, die ihm ganz nahe standen. Wohl haben die beiden Werke das Glück, bedeutende Sprachforscher und erfahrene Kenner der heimischen Mundarten, Andrea Schorta und Silvio Sganzini, zu leitenden Redaktoren zu haben. Aber beide stehen auf isolierten Posten, an den Grenzen unseres Landes. Wie wichtig war es, dass sie durch einen Mann von unbedingt anerkannter Autorität mit einem Zentrum der Wissenschaft in Verbindung blieben! Hier gab es weder kantonale noch sprachliche noch menschliche Scheidewände. Jud verstand den behutsam abwägenden und feinfühligten Bündner ebenso zu nehmen wie den impulsiven und scharfsinnigen Tessiner. Sie wissen beide, was sie an ihm verloren haben. Vor Jahresfrist verliehen ihm die Gemeinde Schuls und der Kanton Graubünden das Ehrenbürgerrecht in Anerkennung seiner Verdienste um das Bündner Romanische. Manche Ehrung ist ihm zuteil geworden, keine hat ihn so gefreut wie diese.

Rastlos bewegt war das Leben des Dahingegangenen, von einem unbeugsamen Willen gelenkt. Er kannte kein Hindernis, war jedem Partner gewachsen. Nur einem fühlte er sich nicht ebenbürtig. Er wusste von dem, der hinter ihm stand und ihm mehr als einmal über die Schulter geschaut hatte. Er bereitete sich darauf vor, einen Befehl entgegenzunehmen, gegen den es keinen Widerstand gab. Aber er fürchtete den Tod nicht, lehnte sich nicht gegen ihn auf. Er sah in ihm den Schicksalsgefährten, der eines Tages zu ihm treten und sagen würde: Du hast dein



Tagewerk getan. Dein Haus ist bestellt. Es ist Zeit zu gehen. An geweihter Stätte, inmitten seiner Freunde, hat sich sein Schicksal erfüllt. Einer von ihnen schildert mit diesen Worten seine letzten Stunden:

«... Er war den Samstagabend über in einer wundersam gehobenen, gelösten Stimmung und erschien uns allen frischer, lebendiger als je. Den zufällig aufgetauchten Plan, am Sonntagmorgen das Rütli zu besuchen, begrüßte er mit begeisterter Freude. Die Fahrt über einen selten klaren, morgenfrischen See am folgenden Morgen war von reinster Freude im Wechsel heiterer und ernster Gespräche und im stillen Geniessen einer wahrhaft sonntäglichen Landschaft. Der anschliessende Gang zur Rütliwiese war gefüllt mit dem vaterländischen Bewusstsein des Ortes. Es wird mir unvergesslich bleiben, wie sich im gemächlichen Gespräch des Älteren mit uns Jüngeren in der Erinnerung an eine frühere Rütlireise mit seinen Söhnen Vaterfreude und Vaterlandsstolz verbanden und wie, wenig später, die Rede auf den denkwürdigen Rütlirapport General Guisans kam und damit auf die Bedeutung solch symbolischer Stätten ... Ich habe heute das Gefühl, dass unser väterlicher Freund in diesen wenigen Sonntagmorgenstunden alle grossen Themen seines Lebens — Familie, Freundschaft, Menschlichkeit, Vaterland, Wissenschaft — noch einmal in einer gedrängten Fülle und einem ungewöhnlichen Glanz erlebt habe ... Bei aller Furchtbarkeit, dieses sprühende Leben so plötzlich ausgelöscht zu sehen, entging keinem von uns das tief Versöhnende und in einem ganz unmittelbaren Sinn Symbolhafte dieses Todes: es war ein vollkommen schmerzloses Dahingehen aus der Fülle und Helle einer begnadeten Stunde.»



TRAUERFEIER  
IN DER WASSERKIRCHE ZÜRICH

18. JUNI 1952

ABDANKUNGSREDE  
VON PROFESSOR LUDWIG KÖHLER

Unsere Hilfe steht in der Kraft des Herrn,  
der Himmel und Erde gemacht hat.

Im Herrn geliebte Trauerversammlung,

Es hat dem allmächtigen Gott, dem Herrn unseres Lebens,  
gefallen, aus dieser Zeit in seine Ewigkeit abzurufen

JAKOB JUD, VON ZUMIKON,  
Gatte der Marie, geborene Hunziker,  
seines Alters siebenzig Jahre, fünf Monate und drei Tage.

Ihr seid hier erschienen, um ihm zu erweisen die letzte Ehre.  
Dafür lassen Euch seine Gattin, seine Söhne, seine Schwester samt  
allen übrigen Angehörigen von Herzen danken unter Anerbietung  
christlicher Diensterwiderung in Freud und Leid. Gott schenke  
uns allen den rechten Trost in der Stunde der Trübsal.

Wir lesen ein Wort der heiligen Schrift: Evangelium nach  
Matthäus, Kapitel fünf, Vers drei bis Vers zehn:  
«Selig sind, die geistlich arm sind, denn ihnen gehört das Reich  
der Himmel;  
Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden;  
Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Land besitzen;  
Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit;  
denn sie werden gesättigt werden.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen;

Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig sind, die für den Frieden wirken; denn sie werden Söhne Gottes heissen.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Reich der Himmel.»

Als Schriftwort, unter das wir unsere Abdankung stellen wollen, haben wir das Wort aus dem 106. Psalm gewählt: «Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.» Man dürfte dieses Wort nicht dem Rückblick auf jedes abgeschlossene irdische Leben voransetzen, aber bei der Abdankung des lieben Verstorbenen scheint es uns am rechten Platze zu sein. Denn wenn wir den Gang überblicken, den sein Leben geführt worden ist, und den edlen Frieden, der um sein Ende leuchtet, wird unser Herz mit grossem Dank erfüllt.

Wir folgen den eigenen Aufzeichnungen des Entschlafenen, wenn wir nun seinen Lebensgang überblicken, und nehmen uns die Zurückhaltung und Bescheidenheit zum Vorbild, die den Heimgegangenen immer ausgezeichnet haben.

Jakob Jud ist als der Sohn des Kaufmanns Jakob Jud von Zumikon und der Wilhelmine Hess am 12. Januar 1882 in Wängi im Kanton Thurgau geboren worden. Seine väterliche Familie ist seit Jahrhunderten in Zumikon heimatberechtigt. Zusammen mit seiner tatkräftigen und gütigen Frau hatte der Vater es zu bescheidenem Wohlstand gebracht, der aber später verloren ging. Der Verstorbene, welcher die Volksschule und das Gymnasium in Winterthur besuchte, musste sich die Mittel zum Studium an der Universität zum grössten Teil selber verdienen. Er hat dauernd mit grosser Dankbarkeit von seinen Lehrern am Gymnasium, Rektor Robert Keller und den Professoren Jules Vodoz und Emil Ermatinger, seinem spätern Fakultätskollegen, gesprochen.

Im Herbst 1900 begann er seine Studien an der Universität Zürich. Dort haben wir in der Abstinentenverbindung Libertas uns getroffen und sind, beide arm und auf eigenen Erwerb durch Privatstunden angewiesen und beide Abstinenten, bis zu diesem Tag in Freundschaft verbunden geblieben. Jakob Jud hat auf dem Gebiet des Studiums der romanischen Sprachen, das er sich erwählt hat und auf dem er so Bedeutendes leisten und schaffen sollte, vorzügliche Lehrer voll Kenntnis, voll Bewegung in neue Erkenntnisse, voll Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Lehramt wie gegenüber der wissenschaftlichen Forschung gefunden. Von Heinrich Morf gewann er die ersten Anregungen, sein anderer Zürcher Lehrer war Ernest Bovet. Im Herbst 1904 legte er die Diplomprüfung ab. Im Frühling 1906 bestand er das Doktor-examen. Im Sommer 1904 war es ihm vergönnt, ein Semester in Florenz zu studieren; das Wintersemester 1904/1905 brachte er in Paris zu. Beide Semester vertieften nicht nur seine praktischen Kenntnisse und erweiterten nicht nur seinen geistigen Horizont: Paris gab ihm auch für seine eigene eigentliche Arbeit die stärksten Anregungen. Er wurde Schüler von Jules Gilliéron, dem Schöpfer des Atlas linguistique de la France, von Joseph Bédier, dem künstlerischen Deuter der altfranzösischen Meisterwerke, und von Mario Roques, dem glänzenden Leiter der philologischen Übungen an der Ecole des Hautes Etudes. Was er an Anleitung und Anregung lernbegierig hier aufgenommen, trug hundertfältig Frucht.

Während seines ganzen Studiums war er immer wieder genötigt, sich durch eigene Leistung die Mittel zum Dasein zu verdienen. Seine frühzeitige Tüchtigkeit als Lehrer machte ihm das möglich. Im Winter 1902/1903 war er Privatlehrer im Engadin und lernte dabei aus persönlicher Berührung das Rätoromanische kennen, dem er soviel Liebe zugewandt. Während mehrerer Vierteljahre konnte er am Gymnasium Zürich in Französisch unterrichten. Im Frühjahr 1905 erhielt er einen Ruf als vollbeschäftigter Hilfslehrer an das Gymnasium Zürich, im Sommer 1906 wurde er

endgültig dort zum Lehrer für Französisch und Italienisch ernannt. Von 1906 bis 1922 unterrichtete er in allen Klassen des Gymnasiums, dessen Rektor damals der geistig hervorragende Jakob Bosshart war. Er gedenkt in seinem Rückblick auf sein Leben in herzlicher Dankbarkeit der reichen Anregungen, die er von manchen Kollegen und engen Fachgenossen empfang, insbesondere des Wohlwollens, dessen er sich bei Jules Vodoz, seinem einstigen Lehrer in Winterthur, immer erfreuen durfte. Er gedenkt auch mit herzlicher Genugtuung dessen, dass er zahlreichen Schülern in dieser seiner Mittelschullehrerzeit die Wege zum Verständnis der französischen Literatur und Geschichte erschliessen durfte; mit manchen von ihnen ist er zu seiner Freude in dauernder Verbindung geblieben.

Berufenere als wir werden hernach ein Bild von seiner wissenschaftlichen Leistung und Bedeutung im Einzelnen geben. Wir fassen uns darum darüber kurz. Jakob Jud habilitierte sich im Sommer 1908 an unserer Universität als Privatdozent für die romanische Philologie. Er blieb es bis ins Frühjahr 1922. Neben seiner Lehrstelle am Gymnasium wurde ihm noch die Einführung in die Didaktik für die Lehrer im Französischen übertragen, bis seine Studenten, denen er immer das Beste zu geben bestrebt war, eine gewisse Erleichterung in der Tätigkeit am Gymnasium und die Leitung des neugeschaffenen Proseminars für romanische Philologie bei den Behörden für ihn erreichten.

Beim Rücktritt von Professor Bovet im Frühling 1922 wurde ein persönliches Extraordinariat für ihn errichtet, im Jahr 1926 erfolgte seine Ernennung zum Ordinarius ad personam, und als im Sommer 1931 Louis Gauchat zurücktrat, übernahm er das Ordinariat für romanische Sprachwissenschaft, das er neben dem Inhaber des literaturgeschichtlichen Ordinariats, Theophil Spoerri, bis zum Ende des Wintersemesters 1949/1950 verwaltete.

In all den Jahren seines akademischen Lehramtes erfreute er sich der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit Louis Gauchat, die reiche Früchte trug, und stand mit allen Kollegen in der besten

Verbundenheit. Er erlebte den grossen Aufschwung, den die romanische Sprachwissenschaft in Zürich erfuhr; er hat ihn nicht bloss erlebt, sondern er hat ihn durch sein eigenes Wirken hervorgerufen und befördert. Es war ihm eine Genugtuung, zwei seiner Schüler, Arnald Steiger und Reto R. Bezzola zu Ordinarien für das Ibero-romanische und das Italienische und Rätoromanische aufsteigen zu sehen. Es erfüllte ihn mit Stolz, die Seminarbibliothek zu einer eigentlichen Arbeitsbibliothek ausgestalten zu können. Er tat für seine Wissenschaft, für seine Studenten, was er nur konnte; er förderte das Ansehen seiner Universität; der Dank seiner Universität bleibt ihm über das Grab hinaus. Es bleibt ihm das verehrende Andenken und grosse Dankbarkeit bei seinen Schülern, die ihm vielleicht ein jeder zuerst mit Bangen vor seinem Können und seiner Sachlichkeit nahten, dann aber, wenn sie Begabung und Eifer zeigten, die ganze Herzlichkeit seiner Anteilnahme und einen unbegrenzten Willen, sie zu fördern, bei ihm fanden.

Was Jakob Jud, der grosse Lehrer, als Forscher seiner Wissenschaft, seinem Volk und Land, der allgemeinen Erkenntnis auf seinem Gebiete geleistet hat, leuchtet hell und weithin und beispielgebend. Es war ihm vergönnt, bei zwei nationalen Wörterbüchern sich fördernd, ja leitend einzusetzen: beim «Dicziunari rumantsch grischun» und beim «Vocabolario della Svizzera italiana». Dazu kommt, zusammen mit seinem ältern Freund Karl Jaberg in Bern, seine Arbeit am und seine Bemühungen um den «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz». So umfasst seine Tätigkeit die Sprachen der ganzen romanischen Schweiz, wie ihm auch das Gedeihen des schweizerdeutschen Idiotikons am Herzen lag. Er war ein treuer Sohn seiner Heimat; darum hat ihm auch keine der zahlreichen Ehrungen, die er von nah und fern empfing, in tieferer Freude das Herz bewegt, als die, dass die Gemeinde Scuol im Engadin ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte.

«Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.» Wenn wir auf das Leben und die Persönlichkeit Jakob Juds zurückblicken, erfüllt reicher Dank unsere Seele.



Wir danken ihm selber, der so treu, so bescheiden, so tüchtig und wirkungsvoll gewesen ist. Wir danken dem allmächtigen Gott, der ihn mit diesen Gaben ausgestattet und seine Hand bewahrend und segnend über ihm gehalten hat. Wir danken ihm für den Lebensweg, den er ihn geführt hat. Jakob Jud hat das Glück gehabt, dass er in Marie Hunziker die Lebensgefährtin fand, die in langjähriger glücklicher Ehe in Freud und Leid voll Verständnis und voll treuester Umsorge ihm zur Seite stand. Auch im Namen der Universität und seiner Fakultät sprechen wir ihr unsere herzlichste Teilnahme aus, und diese Teilnahme gilt auch seiner Schwester, seinen Söhnen und der Schwiegertochter, die er liebte und an denen er Freude hatte. Eine grosse Freude waren ihm in seinen letzten Jahren seine Enkel, die er täglich sah und an denen er noch einmal das grosse Wunder und edle Geheimnis der werdenden Sprache belauschen konnte.

Mit der peinlichen Sorgfalt und treuen Gewissenhaftigkeit, die allein ihm seine grosse Arbeitsleistung möglich machten, hat der nun Heimgegangene am 3. Juni seinen Lebenslauf aufgezeichnet: sachlich, bescheiden und dankbar. Er hat noch in den letzten Tagen für seine erkrankte Schwester brüderliche Fürsorge getroffen; er hat noch die grosse Freude erlebt, in den höchsten Rat unserer nationalen Forschungsgemeinschaft berufen zu werden. Er ist mit Freunden zusammen auf das Rütli gefahren und dort hat der treue Sohn seiner Heimat am Herzen der Heimat seine Seele ausgehaucht. Seine letzten Worte waren: «Es ist doch so schön hier!» Wie sollten wir da, auch in dieser Stunde des Abschiedes, des Schmerzes und der Trauer, nicht sagen: «Danket dem Herrn! Denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.»

### Schlussgebet

Lasset uns beten!

Herr unser Gott. Wir beugen uns in Deinen heiligen Willen, mit dem Du unsern lieben Angehörigen, Freund und Lehrer aus

unserer Mitte in Deine Ewigkeit genommen hast. Wir bitten Dich um Deinen Trost für seine Gattin, seine Söhne, seine Enkel und alle seine Angehörigen. Wir bitten Dich um Deinen Trost auch für alle nah und fern, die in dieser Stunde durch Abschied und Trauer hindurchgehen.

Wir danken Dir von Herzensgrund für alles, was Du dem Entschlafenen gegeben und für alles, was Du an ihm getan hast. Wir danken Dir für alles, was seine Angehörigen, seine Freunde, seine Lehrer und seine Schüler ihm sein durften. Wir danken Dir für den Segen, den Du auf seine Arbeit gelegt hast, und für den Dienst, den Du ihn seinem Volke hast leisten lassen.

Wir bitten Dich, lass diese Stunde und lass das Bild seines Lebens für uns zum Segen werden. Mach uns treu in unserer Arbeit, einfach in unserm Wesen, Deiner Ewigkeit zugewendet in unsern Gedanken und unserm Trachten.

Wir sagen Dir Dank. Wir trauen auf Deine Güte. Wir lobpreisen Deinen heiligen Namen.

Amen.

## ANSPRACHE

VON PROFESSOR DR. THEOPHIL SPOERRI

Liebe Trauernde,

Es war uns immer bewusst, nicht erst jetzt, da wir ihm das letzte Geleit geben, was für eine grosse und eigenwüchsige Persönlichkeit Jakob Jud war, welch hohes Vorrecht der hatte, der mit ihm in Arbeit und Freundschaft verbunden sein durfte, welch einer Ehre sich Universität und Stadt Zürich erfreuten, einen Forscher und Lehrer von solchem Format und Weltruf in ihren Mauern zu beherbergen und sein Werk Jahr für Jahr wachsen zu sehen.

Nicht den Forscher und Lehrer zu zeigen, ist in dieser Stunde des Abschieds meine Aufgabe. Es war Jakob Juds ausdrücklicher Wunsch, den er noch in letzter Zeit aussprach, dass an seinem Begräbnis von seiner wissenschaftlichen Leistung nicht die Rede sein solle.

Den Forscher hat ja in kompetenter und umfassender Weise sein Kollege und Nachfolger Professor Arnald Steiger bei Anlass seines 70. Geburtstages dargestellt. Ich zitiere aus dem Morgenblatt der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 14. Januar 1952 nur den einen grossen Satz: «Es ist eine besondere Eigenart Jakob Juds, dass seine sprachgeographischen, wortgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Forschungen gewissermassen Hand in Hand gingen und alle Zeugnis ablegten von der ihm eigenen Methode, deren Originalität, Tiefenschürfung und Weitblick kein Forscher des Auslandes die Anerkennung verweigerte, einer Methode, die sich zunächst durch die gewaltige Materialfülle, sowie die ausser-

ordentlich straffe Verbindung der linguistischen Gegebenheiten mit den sachlichen und historischen Daten auszeichnet und ihrem Schöpfer die Ausweitung seiner Studien zu grossen kulturgeschichtlichen Dokumenten ermöglichte.»

Den Lehrer wird sein Schüler Dr. Schorta im Namen aller derer, die das Glück hatten, ihn als Meister zu haben, in Erinnerung bringen.

Ich möchte als Freund und Kollege, der seit dreissig Jahren neben ihm gearbeitet hat, ihn auch als Freund und Kollegen zeigen und versuchen, die eigenartige Einheit zu beleuchten, die uns in seiner Person so eindrücklich entgegentrat.

Seine Freunde haben oft an seinem Wesen herumgerätselt. Was uns an ihm auffiel, war die spannungsreiche Geschlossenheit seiner Person. Man konnte bei ihm nicht, wie man es bei andern leicht tun kann, den Professor vom Privatmenschen, den Lehrer vom Freund trennen. Er stellte eine einmalige und unlösliche Verbindung der verschiedenen Qualitäten des Forschers, des Lehrers und des Menschen dar. Darin liegt das Geheimnis seines Lebens.

Wenn je einer in Gefahr gewesen wäre, von seinem Amte und Werk menschlich erdrückt zu werden, so wäre es Jakob Jud gewesen. Er hatte eine schwere Jugend hinter sich; mühsam hatte er den Zugang zur Wissenschaft erringen müssen. So lag von Anfang an ein herber und ernster Zug in seinem Wesen.

Wie streng die Zucht war, die er sich auferlegte, das wissen seine Freunde. Ich denke nicht nur an die konsequente, mannhafte wenn auch unaufdringliche Art, in der er seine Abstinenz sogar unter trinkfreudigen Kameraden durchführte, sondern an seinen ganzen Lebens- und Arbeitsstil.

Ich erinnere mich an die erste Fakultätssitzung, die er als Dekan eröffnete. Er versuchte nicht durch einen heiter-kameradschaftlichen Ton die Feierlichkeit des Amtsanfangs zu dämpfen. Er begann mit einigen programmatischen Sätzen, durch die hindurch der ganze Ernst spürbar wurde, mit dem er diesen Dienst an der Fakultät und an der Wissenschaft auf sich nahm.

Er nahm nichts leicht. Wenn er eine Sache zu vertreten hatte, die Frage des akademischen Nachwuchses, die ihm besonders am Herzen lag, oder die Einführung der Gastprofessuren, oder die Einrichtung von Lektoraten, oder irgend ein Gutachten, das er in einer der vielen Kommissionen, in denen er mitwirkte, abzugeben hatte, dann kam er, gewappnet mit grossen Papierbogen, vollgeschrieben mit seiner grosszügig ungelenken Schrift, und man merkte gleich, was für Arbeit und weithin zielende Überlegungen hinter seinen Anregungen und Vorschlägen waren. So waren auch seine Examina. Für uns Kollegen war es immer ein Hochgenuss, an seinen Prüfungen dabei zu sein. Wir ändern, wir bereiten uns wohl im allgemeinen vor, denken aber, dass der Prüfling die Hauptarbeit zu leisten habe. Anders bei Jud. Er nahm irgend ein spannendes und neues Problem vor, und liess den Examinanden Schritt für Schritt die Folgerungen ziehen; dabei wurde die ganze Tafel überschrieben. So war er auch als Seminarleiter. Seine Massnahmen und Anordnungen waren immer so, dass sie für die Ewigkeit das normale Funktionieren des Bibliothekbetriebs und der Seminarsitzungen sichern mussten.

Denken wir aber an sein Allerheiligstes, an den Aufbau und Ausbau der romanischen Philologie. Wie gewaltig und allseitig verstrebt war da von Anfang an der wissenschaftliche Apparat, den er sich zurecht machte.

Und erst als noch die Vorbereitung und Durchführung des italienischen Sprachatlasses dazu kam. Wohl hatte er eine grosse Hilfe an seinem Freunde Prof. Karl Jaberg und an dem unermüdlchen Explorator und Mitarbeiter Dr. Paul Scheuermeier. Ein Bau von solchen Ausmassen und solcher Solidität konnte nur gelingen allen Hindernissen zum Trotz auf dem Grund der vorbildlichen, unerschütterlichen und opferbereiten Freundschaft der zwei grossen Schweizer Romanisten Jaberg und Jud. Aber wie viel Arbeit lastete auf jedem einzelnen! Und was für Anstrengungen, Demarchen, Gutachten, Verhandlungen erforderte zusätzlich die Finanzierung, Publikation und der Vertrieb des monumentalen Werkes!

Wenn man also für einen solchen Gelehrten hätte fürchten müssen, dass der Mensch vor dem Forscher zur kurz kommen würde, so wäre es hier gewesen. Das Erstaunliche war aber, dass es nicht der Fall war.

Jakob Jud blieb in allem, was er tat und ihm auflag, ein lebendig sich aus eigenem Wuchs entfaltender Mensch; ja, er wurde mit den Jahren und zunehmender Arbeit immer offener, freier und beweglicher.

Wohl war er in manchen Stücken der typische Professor, der vergesslich sein konnte. Nie werden wir genug dankbar sein für die stille und unermüdliche Betreuung, die ihm seine liebe Gattin zuteil werden liess; er hätte nie ohne sie das leisten können, was er leistete, und er wusste es auch. Aber sie hat auch am besten sehen können, wie er sich dank ihrer Liebe und verstehenden Fürsorglichkeit menschlich mehr und mehr entfaltet hat.

Wir Freunde staunten immer wieder, wie er jung geblieben war. Wenn er sich mit den Kollegen in den Gängen der Universität unterhielt, so hörte man von weitem sein schallendes, nur ihm eigenes homerisches Lachen. Die Götter im Lichthof zuckten jeweils bei dem vertrauten Laut aus ihrem gipsernen Schlaf freudig auf.

Wie menschlich Jakob Jud bei aller sachlichen Strenge war, haben seine Schüler erfahren. Noch am letzten Samstag erzählte er mir von der Arbeit einer Studentin, die kostbares Material sorgsam zusammengetragen und verarbeitet hatte, aber aus äusseren Gründen nicht zur vollen Geltung bringen konnte. Auf mein Fragen kam dann heraus, dass er schon monatelang damit beschäftigt war, diese Dissertation so umzuarbeiten, dass die sachlichen Befunde in ihrer wahren Bedeutung sich zeigen könnten. Das ist nur ein Beispiel aus hunderten.

Als nächster Kollege habe ich besonders stark die Wirkung dieser menschlichen Sachlichkeit und sachlichen Menschlichkeit erfahren. Nie hat Jakob Jud mich spüren lassen, wie viel uns am Anfang wissenschaftlich und weltanschaulich trennte. Nur durch die Art der Anerkennung, die er gelegentlich meinen Arbeiten

zuteil werden liess, durch Bücher, die er mir manchmal unerwartet schenkte, durch das Beispiel, das er mir absichtslos gab, durch seine freundschaftliche Nähe, geschah eine Art induktiver Fernleitung, die machte, dass ich nicht anders konnte, als in dem komplexeren und subtileren Gebiet, das der dichterische Ausdruck gegenüber der Alltagssprache darstellt, die gleiche Sauberkeit der strukturellen Betrachtung anzustreben, wie ich sie bei ihm verwirklicht sah.

So war seine Wirkung auf alle seine Freunde. Unaufdringlich aber unaufhaltsam ging von seinem lauterem Wesen eine Ansteckung aus, die das Beste in uns allen stärkte.

Ein ganzer Mensch war Jakob Jud auch als Schweizerbürger. Er hing an seinem Land mit allen Fasern seines Wesens. Ehrenvolle Rufe ins Ausland hat er abgelehnt, bloss weil er nicht gezwungen sein wollte, sein schweizerisches Bürgerrecht aufzugeben.

«In ernster Zeit», sagt Arnald Steiger in seinem Jubiläumsartikel, «wurde er zum Wahrer und Hüter schweizerischen Nationalbewusstseins, schweizerischer Eigenart und Unabhängigkeit, verkörperte er im Schosse der Fakultät und im Hörsaal vor seinen Schülern den unerschütterlichen Fels unseres Widerstandwillens; sein Bekenntnis zur schweizerischen Demokratie, zum freien Europa, das er in jenen Tagen ablegte, als so mancher ängstlich schwieg oder gar mit den Machthabern der Stunde liebäugelte, bleibt eines der schönsten Blätter seines reichen Lebensbuches.»

Eine solche Durchdringung des Sachlichen mit dem Menschlichen ist etwas Einmaliges. Warum gelang Jakob Jud die Einheit, die wir vergeblich erstreben, woher kam es, dass der Forscher so vollständig mit dem Menschen eins werden konnte?

Wir werden wohl das Geheimnis eines solchen Menschen nie ergründen, aber auf *eines* können wir doch hinweisen:

Es gab ein Band, das zuinnerst den Menschen mit dem Forscher einte, eine Lebenssphäre, wo alle Ströme zusammenflossen: die Sprache.

Die Sprache war für Jakob Jud der Raum, in dem er lebte, die Luft, die er atmete, der Wurzelboden, auf dem er stand, das

Band, das ihn mit den Menschen, mit seinem Land, mit dem europäischen Schicksal, mit dem Glauben der Vorväter, mit dem Streben der Jungen verknüpfte.

Die Sprache war für ihn kein künstliches System, keine festgelegte Konvention und Regel.

Sie war für ihn ein Wachstümliches, das tief im Urgrund des Menschlichen wurzelte, das wie Jahresringe die Spuren der Vergangenheit trug, das sich ständig erneute, immer verwandelte.

Das war das Zentrum seines Lebens. Glücklicher, dem eine solche lebendige Mitte gegeben ist, aus der heraus er seine Einheit und ständige Erneuerung findet!

Sein Traum war, in den letzten Jahren nach der Arbeit an seinem Wortindex, die jetzt dem Ende entgegenging, ein Gesamtwerk zu schaffen, zu dem er allein die Möglichkeit in sich trug:

«Die Grundlagen der viersprachigen Schweiz.»

Das wäre der Ertrag und die Summa seines Lebens gewesen. Der Plan war aber so gross, dass er wohl den Impuls, die Methode und die Ansätze, die schon da sind, um ein weiteres vorgetrieben hätte, aber fertig zu werden, das wäre ein Traum geblieben.

So werden die Jungen, die von ihm angelernt wurden, an diesem Werk weiter bauen. Das Instrument dazu hat er schon zur Verfügung gestellt. Wie mir seine Familie mitteilte, hatte er im Sinn, seine ganze wissenschaftliche Bibliothek und sein gesamtes Fichenmaterial der Universität Zürich zu vermachen. So wird er uns weiter zur Seite stehen. Sein rastloser Geist aber ist nun zur ewigen Ruhe eingegangen.

Am letzten Wochenende war er mit einem Kreis von Freunden, in dem er sich immer besonders wohl gefühlt hatte, ausgezogen. Er war heiter und unternehmungslustig wie je. Als wir in Küssnacht vorbeifuhren, wünschte er, durch die «Hohle Gasse» zu gehen, und er erzählte uns dabei von seiner Jugend und von dem ersten grossen Eindruck, den diese mythische Stätte auf ihn gemacht hatte. Am



Abend stiess einer der Kollegen zu uns, der gerade aus der entscheidenden Sitzung kam, in welcher die Vorschläge für den Nationalen Forschungsrat gemacht worden waren. Dass er in diesem höchsten wissenschaftlichen Gremium unseres Landes sitzen sollte, war für Jud eine besondere Genugtuung, es war wie die offizielle Krönung seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Am Sonntagmorgen schloss er sich einer kleinen Gruppe von Freunden an, die mit einem Motorboot über den See fahren, um aufs Rütli zu pilgern. Auf einem Bänklein sassen sie dort oben zusammen, er zwischen zwei medizinischen Kollegen. Dort ereilte ihn der Herzschlag, der seinem Leben schmerzlos ein Ende machte. Im Herzen der Eidgenossenschaft, im Kreis seiner Freunde, an einem schönen Sonntagmorgen ist er gestorben. Wahrlich, ein Tod, wie man ihn sich selber wünschen möchte!

Für uns alle aber, für seine Familie, die er so sehr liebte, für seine Freunde, für seine Schüler, für seine Heimat, für die Wissenschaft ist es ein unersetzlicher Verlust. Wir werden in grosser Trauer aber auch in bleibender Dankbarkeit sein Bild in uns bewahren.

## ANSPRACHE

VON DR. ANDREA SCHORTA, CHUR

Liebe Trauerfamilie, hochverehrte Trauergemeinde,

Es sei mir gestattet, als Schüler des Heimgegangenen, der von 1930 an entscheidende wissenschaftliche und menschliche Förderung von ihm empfangen hat, hier einige Worte des Dankes im Namen aller seiner Schüler auszusprechen: seiner Gymnasiasten, denen er von 1906 bis 1922 die Tore zu den Schönheiten und zum Geist der französischen und italienischen Sprache öffnete, aber in erster Linie seiner Studenten: Romanisten und Lehramtskandidaten, die zunächst den packend gestalteten Vorlesungen des jungen Privatdozenten, später des zu internationaler Bedeutung gelangten Extraordinarius und Ordinarius für romanische Philologie folgten. Aber nicht diese weit über die Landesgrenzen hinausreichende Bedeutung des Gelehrten allein ist es gewesen, die die jungen Menschen dauernd an ihn fesselte, sondern ebenso sehr die Tiefe seines Gemütes, die Herzensgüte und der nie erlahmende Wille zu helfen, menschliche Seiten also, die jeder Student an ihm von der ersten Stunde an spürte. Der lebendige Kontakt von Mensch zu Mensch durch alle Vorlesungen hindurch war bei ihm weit mehr als eine didaktische oder lehrmethodische Notwendigkeit: er war ihm seelisches Bedürfnis. Mit dem Scharfblick, der ihm die wissenschaftlichen Probleme erfassen half, erkannte er sehr rasch auch die Gaben seiner Studenten, die inneren und äusseren Möglichkeiten, die sich jedem von ihnen boten, und versuchte, sie schon von den Anfangssemestern an, durch bewusste Selbsthilfe auf bestimmte, fest umrissene Ziele hinzulenken. Gerade die stolze Reihe von Dissertationen, die unter seiner Führung aus

der philosophischen Fakultät I der Zürcher Universität hervorgegangen sind, zeigt, wie scharf seine Gabe, die Qualitäten seiner Doktoranden zu erfassen, ausgeprägt war, kam es doch höchst selten vor, dass ihm Dissertationsthemata nach längerer oder kürzerer Bedenkzeit als zu schwer oder sonst nicht geeignet zurückgegeben wurden. Wer von seinen Schülern erinnert sich nicht der angeregten, Vertrauen erweckenden und Mut einflössenden Besprechungen in Professor Juds Arbeitsräumen in Zollikon, wo Seminarvorträge und Dissertationsthemata mit gleich unbedingter Hingabe, aber auch mit aller Offenheit besprochen und nötigenfalls mitgeformt wurden. Wie oft hat er den Grund sich auf-türmender Schwierigkeiten in den privaten menschlichen Nöten seiner Schüler erkannt und mit väterlicher Güte beseitigt. Den Schwächen der sich ihm Anvertrauenden aber konnte er seine in hartem Kampf und Selbstzucht geläuterte Persönlichkeit als Beispiel entgegenstellen, dem Erlahmenden sein strenges Arbeitsethos, sein Gefühl der Verantwortung gegenüber Gott, der uns seine Talente anvertraut hat, gegenüber der Menschheit, die ein Recht hat, von akademisch gebildeten Menschen eine strengere Lebensauffassung zu verlangen. Stets wusste man sich von ihm liebevoll gelenkt und unterstützt. Von der Unsumme uneigennützig geopferter Stunden an Dissertationen, welche der seine Tage beispiellos einteilende vollbeschäftigte Professor zwischen Vorlesungen und Atlasarbeit einzuschieben wusste, geben die jeweils in einem Satz der Einleitung zusammengedruckten Worte kaum eine schwache Vorstellung.

Wie vielen von uns ist er über das Doktorexamen und über die Veröffentlichung der Dissertation hinaus ein verstehender und diskret helfender Freund geblieben, sei es, dass sich dem einen durch seine Fürsprache die Pforten zur ersehnten Tätigkeit im Lehramt, an einer Hochschule oder an einer wissenschaftlichen Unternehmung öffneten, sei es, dass er durch seine stets mit gleicher Frische geschriebenen Briefe auch den Einsameren unter uns das Gefühl des Alleinseins und der geistigen Isolierung verscheuchte.

Diese Seite des Menschen Jakob Jud haben besonders die jüngsten Redaktoren der nationalen Wörterbücher der viersprachigen Schweiz in schönster Weise kennen gelernt.

In unseren vier nationalen Wörterbüchern: dem «Schweizerischen Idiotikon», dem «Glossaire romand», dem «Vocabolario della Svizzera italiana» und dem «Dicziunari rumantsch grischun» erblickte der auf dem Rütli Entschlafene das auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft reifende Symbol unserer nationalen, über alle Sprachgrenzen hinweg wirkenden Einheit. Dem grossen Patrioten Jud verdanken wir, dass heute diese vier Werke sich zu einer Gemeinschaft der nationalen Wörterbücher der Schweiz zusammengeschlossen haben. Noch letzte Woche hat der Unermüdliche als Führer einer Delegation in einem von Sachkenntnis, Realitätssinn und Menschenliebe durchglühten Votum im Bundeshause in Bern die besondere Lage und Bedeutung der vier nationalen Wörterbücher vorgetragen.

Alle vier bleiben ihm deshalb dauernd verpflichtet: Das «Schweizerische Idiotikon», das in ihm den unermüdlichen Auskunftgeber und Berater in vielen Fragen der Wortgeographie der Randzonen verliert. Das «Glossaire romand», dessen Begründer Gauchat und Jeanjaquet mit ihm durch freundschaftliche und kollegiale Bande verbunden waren und dessen jüngster Chefredaktor einer seiner liebsten Schüler blieb. Dauernd unzertrennlich mit dem Namen Jud verbunden aber bleiben vor allem das «Vocabolario della Svizzera italiana» und das «Dicziunari rumantsch grischun». In Tagen, da am europäischen Himmel dräuende Wolken sich zusammenzogen, hatte das «Vocabolario» den Weg aus dem fremden Ausland in die Tessinerheimat zurückgefunden. Dem an ihn ergangenen Hilferuf Folge leistend, übernahm Professor Jud die Begründung einer Philologischen Kommission und in kollegialer Arbeit mit dem Chefredaktor, Prof. Sganzi, die Überführung des Werkes in würdige Räume nach Lugano, wo es nach zehnjähriger angestrenzter Arbeit heute im

Begriffe steht, das erste Heft der Wissenschaft und der Heimat vorzulegen. Jakob Jud hat das Manuskript dazu noch mitgelesen.

Gewaltig ist der persönliche Beitrag, den der Zürcher Universitätsprofessor an das Wörterbuch der kleinsten Sprachgruppe der Schweiz leistete. Seit 1914 Mitglied der Philologischen Kommission des DRG., seit 1932 deren Präsident, hat er dieses Werk wie kein anderer mit Gaben seines ungeheuren Wissens beschenkt. Nicht nur hat er knapp vor Ausbruch des Weltkrieges das Werk mit fester Hand der Veröffentlichung entgegengeführt und durch nie erlahmende Anregung dessen Kartothek und Bibliothek ausbauen helfen, sondern er las bis heute Manuskript und Korrekturfahnen zu über 1000 Seiten unseres Werkes, stets darauf bedacht, unter diskretester Zurückstellung seiner eigenen Person dem Dictionari alle seine Kenntnisse zukommen zu lassen.

Das Beglückendste aber blieb für den schon in jungen Jahren an verantwortungsvollen Posten gerufenen Chefredaktor das immer wiederkehrende Erlebnis kollegialer Zusammenarbeit, sei es am Redaktionstisch, sei es an Sitzungen, Besprechungen oder auf Wanderungen, von denen er stets reich beschenkt heimkehren durfte.

Professor Jud hatte, vielleicht bevor dies den Redaktoren unserer nationalen Wörterbücher selber bewusst geworden war, scharfsinnig erkannt, welche Gefahren den jungen, fern des Universitäts- und Mittelschulbetriebes arbeitenden Redaktoren drohten. Seine häufigen Kontaktnahmen mit den Wörterbuch-Redaktoren galten deshalb ebenso sehr wie den Werken auch den Männern, die sie betreuten und die vor menschlicher und wissenschaftlicher Vereinsamung zu bewahren, ihm ein Herzensanliegen war. Dafür sei ihm ganz besonders herzlich gedankt.

\*

Professor Juds wissenschaftliche Bibliographie beginnt im Jahre 1903 mit dem in der NZZ erschienenen Aufsatz: «Was bedeutet der Name Engadin?». Die letzte grössere Ehrung, die dem im

Dienste für Wissenschaft und Heimat gereiften Manne zuteil wurde, und die ihn nach seinen eigenen Worten am meisten gefreut hat, war die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der stolzen Unterengadiner Gemeinde Scuol/Schuls und des Kantons Graubünden. Die streng auf ihre Eigenart bedachte und Ehrungen sehr sparsam austeilende Grischunia rumantscha hätte den Zürcher Universitätsprofessor bestimmt nicht in die Reihen der vollberechtigten Mitbürger aufgenommen, wenn sie nicht das Gefühl gehabt hätte, bei ihm in besonders hoher Dankesschuld zu stehen. Und in der Tat galt die Liebe und Arbeit des Forschers Jakob Jud keinem Lande und keinem Volke in so hohem Masse wie gerade dem Land und Volk der Rätoromanen. Der Einundzwanzigjährige machte schon, den werdenden Sprachgeographen ankündigend, Aufnahmen in einer Anzahl bündnerischer Gemeinden. Es folgten entsagungsvolle Arbeit erheischende Quelleneditionen, dann von 1910 an wegweisende Untersuchungen, welche unser Bündnerromanisch mitten in das Blickfeld der Gesamtromania stellen. Doch nicht davon sei die Rede und auch nicht von der unerschrockenen Art, wie Jakob Jud 1917 und zwanzig Jahre später noch einmal seinen Schild vor das als italienische Mundart erklärte Bündnerromanische hielt, sondern wieder von den menschlichen Banden, die Jakob Jud mit vielen der unsrigen geknüpft und zum Wohle unseres Kantons sorgsam gehegt und gepflegt hat. Wir gedenken seiner Treue für den Sursilvaner Stanislaus Deplazes, dessen Vater er noch Jahrzehnte nach dem Tod des hoffnungsvollen Sohnes aufsuchte. Wir danken ihm für die Freundesdienste, die er dem Bergüner Martin Lutta erwies, indem er die Dissertation des im Wehrkleid Verstorbenen zusammen mit Freunden und Kollegen herausgab. Wir ehren seinen uneigennütigen Einsatz für das Lebenswerk des 1937 verstorbenen Engadiners Dr. Robert von Planta, das Rätische Namenbuch, dessen Erscheinen er als Berater und Helfer des Sprechenden 1939 eigentlich erst ermöglichte.

Aber ich darf ihm auch im Namen eines Dutzends lebender Bündner Romanisten danken, die als seine Schüler entscheidende

menschliche und wissenschaftliche Förderung empfangen haben und dank seiner Schulung heute als Vorkämpfer für unser Romanentum erfolgreich wirken dürfen. In ihrem Namen sei deshalb gesagt:

Pasch a l'orma ed a la tschendra da nos grand patriot Jakob Jud!

Memorgia perdüraivla a seis nom e benedicziun a las ovras da seis cour e da seis spiert.

(Friede der Seele und der Asche unseres grossen Patrioten Jakob Jud! Seinem Namen ein bleibendes Andenken, und Segen den Werken seines Herzens und seines Geistes.)